

Gute Leitung braucht gute Begleitung.

Ich glaube, wir brauchen auch spirituelle Begleitung und Brunnenpflege, wir brauchen auch immer wieder so etwas wie die Klärung unserer geistlichen Ziele und Visionen, damit wir bei uns selber und bei unserem Auftrag bleiben können. Vielen Dank auch denen, mit denen das gelingt, und die Leitungsaufgabe als Teilhabe am geistlichen Leitungshandeln als Teilhabe an Gottes Leitung seiner Kirche aufleuchten kann.

### Literatur

- Ball, M. (2005): Leitung gestalten in der Organisation Kirche – Beobachtungen – Zuspitzen – Ermutigungen. In: Auf Draht, Nr. 59, S. 11.
- Heyl, A. von (2003): Zwischen Burnout und spiritueller Erneuerung. Frankfurt am Main. Kirche mit Zukunft (2000): Zielorientierungen für die Evangelische Kirche von Westfalen. Reformvorlage.
- Leitung wahrnehmen in der Kirche (2002): Leitfaden für Leitungspersonen der mittleren Ebene (Pfarrer und Pfarrerinnen in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern). Heft 3. München.
- Möller, M./Gäns, S./Fellermann, J. (2005): Coaching – eine Herausforderung zur Weiterentwicklung der Profession Supervision. In: DGSv aktuell, S. 2.
- Müller-Weißner, U. (2003): Chef sein im Haus des Herrn, Führen und Leiten in der Kirche – eine Praxishilfe. Gütersloh.
- Westfälischen Landessynode (2003): Verhandlungen der 15. Westfälischen Landessynode.
- Anschrift des Verfassers: Peter Burkowski, Borkumstraße 47, 45665 Recklinghausen.

Jörg Gogoll

### Witz und Humor in der Supervision

Zusammenfassung: In der vorliegenden Arbeit werden Witz, Humor, Komisches, so wie es im beruflichen Alltag und Supervisionsprozessen auftaucht, beschrieben und im Hinblick auf die Tätigkeit des Einzelnen, der Gruppe oder der Institution untersucht. Freuds Buch „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten“ wird dabei als theoretischer Hintergrund aufgefasst.

Frage des Supervisors an den Geschäftsführer: „Wie viel Leute arbeiten bei Ihnen?“

Antwort: „Fast die Hälfte.“

Wer will das nicht: morgens aufwachen, dem Arbeitstag, dem Licht und Leben unserer Tätigkeit fröhlich, fast frech, entgegenlachen? Den Duft des Erfolges in der Nase, das heitere berufliche Sein wählen! Nur nicht verkniffen sein, denn das eine, der Spaß, ist doch machbar, und das andere, der Ernst, kommt noch früh genug. „Jetzt Spaß haben. In neun Monaten zahlen“ (Renault-Werbung). Will sich nun die Heiterkeit nicht auf natürlichem Wege oder durch freie Wahl einstellen, so lässt sich ihr zwanglos nachhelfen: Pleasurement (= Pleasure und Management, Rieger, 1999), eine Technik, die man für ein spaßorientiertes Arbeitsleben konsequent nutzen sollte. Ehe wir aber jetzt „in 11 Schritten zum beruflichen Spaß“ befördert werden, macht einen die Entwicklung der Supervision und generell der Berufssphäre, die durch einen immer strafferen Zuschnitt, Beschleunigung und Druck geprägt wird, eher glauben, man habe nichts mehr zu lachen.

Wenn man das Humorvolle als Ergebnis vitaler Interaktion und Kommunikation versteht, stellt sich die Frage, wo Humor und Witz in den von Systemrationalität und Funktionalität bestimmten Organisationen, Betrieben und Institutionen bleiben, welches Leben sie dort führen und welche Rolle ihnen dort zukommt. Da nun Organisationen in und durch Gesellschaften entstehen, wie auch Gesellschaften ihre Charakteristik dadurch erfahren, wie sie organisiert sind, stellen die institutionalisierte Tätigkeit, Kommunikation und Interaktion keine Gegensätze dar, sondern bedingen einander und sind vielfach sogar aufeinander angewiesen. Diesem Zusammenhang, verbunden mit gewissen Interessen, verdanken sich die Steigerungsraten von Kommunikationstrainings seit den 1970er-Jahren. Je mehr die Bedeutung des Informellen für das Betriebsklima, die Arbeitsplatzzufriedenheit und, nicht zu vergessen, die Produktivität, erkannt wurde, umso stärker wuchs auch die Unterhaltungsbranche in diesem Bereich. Wen wundert es da noch, dass so etwas wie Humour Consulting als neue Dienstleistung im Supervisions- und Beratungsbereich angeboten wird. Dabei wird »humour«, was übersetzt Temperament, Laune, Scherz, Spaß, Humor heißt, auf den Aspekt „gute Laune“ reduziert.

## Humor und Heiterkeit forciert

Bei dieser Sorte angewandter Sozialtechnik dürfen, wenn es gut läuft, die Empfänger derselben lachen und fröhlich sein. Unfreiwillig ist die Heiterkeit jedoch, wenn wir eine solche Szene von außen betrachten. Bei dem „morning-cheer“ der amerikanischen Supermarktkette Walmart werden die Angestellten regelmäßig zum Gutgelauntsein animiert, indem ein Gruppenleiter ihnen die Frage zuruft: „Wer ist der König?“, die mit einem unisono gejauchzten „Der Kunde!“ beantwortet wird. „Was wollen wir für ihn tun?“ „Alles!“ „Und wer tut das alles?“ „Wir!“ „Und jetzt alle: Wir sind ...“ „Die Besten!“

Der gewollte, verordnete und angedrohte Frohsinn im Berufsleben beginnt mit der Ermittlung des „persönlichen Spaßfaktors“ (Rieger, 1999) und soll wie eine Spaßspritze wirken. Dieser Service am Berufstätigen soll als individueller Pleasurement-Mix das Heiterkeitspotenzial erhöhen und leistungsfähiger machen. Er stellt weniger ein Spielfeld für Supervisoren, aber doch einen inzwischen etablierten Bereich des Coaching dar. Dieses Vorgehen ähnelt den Empfehlungen der Verfasser von Politikerreden, die bei logischen Schwachstellen am Rand notieren. „Laut sprechen – schlechtes Argument!“

Aus supervisorischer Sicht werden bei solchen Ansätzen Probleme und deren Lösung ausschließlich auf den Einzelnen verschoben und zentriert. Übersehen wird dabei, wie sehr berufliche Aktivität und Interaktion unter immer größeren Druck knapper Zeiten und Ressourcen geraten und die entspannenden Sphären des Informellen, in denen auch Witz und Humor gedeihen, einer drastischen Veränderung unterliegen.

Zunehmend soll der Mensch als „Unternehmenswert“ in den Mittelpunkt gestellt werden, wenn man verhindern will, dass die mangelnde emotionale Bindung der Beschäftigten an die Unternehmen Schäden in Milliarden-Höhe verursacht. Laut einer aktuellen Gallup-Studie verspüren 87% aller deutschen Arbeitnehmer keine echte Verpflichtung ihrer Tätigkeit gegenüber, zwei Drittel machen nur noch Dienst nach Vorschrift und fast ein Fünftel hat bereits innerlich gekündigt (Schaff, 2006). Da liegt es doch nahe, sich wieder mehr um die physische und psychische Fitness der Belegschaft zu kümmern! Zu diesem Zweck und nebenbei „hochprofitabel“ verbinden sich so differente Bereiche wie Bauunternehmen, Reisebranche und Gesundheitsindustrie, um neue „Wertschöpfungsketten“ entstehen zu lassen und Wellness- und Präventionsangebote zu verkaufen. Künftig ist sogar vorstellbar, auch komplizierte operative Eingriffe mit Reisen zu verknüpfen (Krägenow, 2007).

Auch wenn man affektive Kommunikation, Emotionalität und Humor als Bestandteile einer Unternehmenskultur anerkennt, drängt sich bei dieser Strategie der Fitness-Förderung der Eindruck auf, dass dieselbe keinen Liebhaberwert philanthropisch gestimmter Führungskräfte darstellt, sondern ökonomisch motiviert ist. Auch der Humor soll seinen Profit abwerfen.

Supervisoren gegenüber bestehen meist implizite Erwartungen, dass sie psycho- und organisationshygienisch arbeiten, im Sinne der gestellten Ziele positiv denken und sogar Humor verbreiten. Humor ist jedoch im Unterschied zu forcierter Fröhlichkeit („Machen Sie ein drolliges Gesicht!“, „Lächeln Sie ohne Grund!“), eingeübter Nettigkeit und Höflichkeit nicht zu trainieren, geschweige denn zu verordnen. Dabei steckt im Witz mehr die Waffe Opponierendes und Offensives, während Humor Gelassenheit, aber auch Hinnahme und Affirmation in sich trägt. In der Supervision ginge es darum, die affektive Kommunikation und Interaktion wie alle anderen durch Arbeit hervorgebrachten Phänomene zu untersuchen und in ihrer Bedeutung für die Supervisanden und die Organisation zu verstehen, um mehr Wahrnehmungs-, Entscheidungs- und Handlungsspielraum zu eröffnen. Dass Supervisoren bei den ihnen gestellten Aufgaben auch für andere als die ihnen eigenen und zukommenden eingespannt werden, gehört dann mit zu den zu bearbeitenden Phänomenen.

## Freuds Witztheorie

Ausgehend von der indogermanischen Wurzel „ueid“, was „sehen“ und „wissen“ bedeutet, tradierte sich das Verständnis vom Witz als Wissen, Weisheit und Klugheit, geistig-mentaler Fähigkeiten also, bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts fort (Geier 2006), während Humor in der Antike auf die weichen Elemente, die Flüssigkeiten und Säfte, also auf generell Körperliches, zurückgeführt wurde. Um ein besseres Verständnis dafür zu erhalten, warum etwas witzig und für unser Thema wichtig ist, werfen wir zunächst einen Blick auf Freuds Witztheorie, um dann wieder auf die Supervision zurückzukommen.

Freud (1905) ging es um die Synthese von Sinn und Sinnlichkeit, von Geistigem und Körperlichem, sodass ein Witz Essenz und Esprit hat, wenn sich in ihm Ideelles, eine Idee und ein Affekt oder Drang auf überraschende Weise verknüpfen.

Zunächst geht es um die Konstruktion und „Arbeitsweise“ des Witzes. Das Lächerliche und Komische hatte man bis dato in der Verblüffung, im „Sinn im Unsinn“, in einem spielenden Urteil, in der Paarung des Unähnlichen oder in einem Vorstellungskontrast erblickt. Freud erkennt diese Momente an, sieht seine Aufgabe jedoch darin, Voraussetzungen, Bedingungen und Wirkungen des Spaßigen zu einem organischen Ganzen, zu einer einheitlichen Witztheorie zusammenzuführen.

Die Erörterung der Techniken des Witzes beginnt mit einer kleinen Geschichte aus den Reisebildern von Heinrich Heine. Der Lotteriekollekteur und Hühneraugenoperateur Hirsch-Hyacinth, welcher dereinst zufällig neben Baron Rothschild zu sitzen kam, erinnert sich: „Er behandelte mich wie seinesgleichen, ganz famil-

lionär.“ Hier drückt das Mischwort »famillionär« für Freud etwas Komplizierteres aus, nämlich, dass die arme, aber narzisstisch sehr bedürftige Gestalt des Hirsch-Hyacinth vom Baron Rothschild ganz familiär behandelt worden sei, jedenfalls soweit das ein Millionär zustande bringt. Mittels einer Verdichtung wird in diesem Fall etwas Kompliziertes und in seiner Aussage nicht ganz so Spaßiges auf den witzigen Punkt gebracht.

Analog zur Traumarbeit, also den umwandelnden Vorgängen, die aus den latenten, unbewussten Traumgedanken einen Traum machen, bedient sich die Witztechnik eines Verdichtungsvorganges, der die typischen Verkürzungen und Ersatzbildungen durch Modifikationen, Mischworte, durch Umordnung, leichte Veränderung oder Austausch des Ganzen mit einem Teil herstellt. „Wie geht's?“ fragt der Blinde den Lahmen. „Wie Sie sehen“, antwortet der Lahme dem Blinden. Dass hier der Lahme auf sein Gehen und der Blinde auf sein Sehen angesprochen werden, entspricht einer Einordnung in Verhältnisse, unter denen die verblassten und entkörperlichten Worte wieder ihren ganzen Sinn zurückerhalten.

Als weitere Techniken verwendet der Witz Doppelsinn und Zweideutigkeiten, die ein Wortspiel erlauben und dadurch eine Pointe produzieren. „Das Ehepaar X lebt auf ziemlich großem Fuße. Nach Ansicht der einen soll der Mann viel verdient und sich dabei etwas zurück gelegt haben, nach anderen wieder soll sich die Frau etwas zurückgelegt und dabei viel verdient haben.“ (S. 35) Hier gelingt mittels der Umstellung von verdienen und zurücklegen und des darin enthaltenen Doppelsinnes ein Spiel mit Worten, das dem anständigen, sachlichen Vorgang des Verdienens und Sparens die unanständigen, unsachlichen Seiten entlockt.

Neben der Verschiebung und dem Widersinn sind auch Denkfehler Mittel der Traum- wie auch der Witzarbeit. So wie der manifeste Inhalt des Traumes einer Kontrolle unterliegt, wird die endgültige Fassung des Witzes mit einer Logik, oder besser: Pseudologik, ausgestattet, die beispielsweise den Standpunkt eines Protagonisten mittels des Witzes plausibel machen soll.

Röhrich (1980) weist darauf hin, dass Überbietungswitze der Freude am ungehemmten Fabulieren nahe stehen, der Lust an Lüge und List, um sich Witze reißend über die Grenzen der Wirklichkeit, Ethik und Kultur hinwegzusetzen. Wie dabei die Gesetze der Logik gerne außer Kraft gesetzt werden, zeigt folgendes Beispiel: „Gast: 'Seit ich das letzte Mal hier war, sind Ihre Portionen aber erheblich kleiner geworden.' Wirt: 'Das kommt Ihnen nur so vor. Wir haben nämlich das Lokal vergrößert.'“

Für die Wirksamkeit des Witzes leistet seine Tendenz, seine Triebfeder, unschätzbare Dienste. Sei es eine Aggression, sei es eine sexuelle Anspielung: Es gehört Salz in die sonst fade Suppe. Gleichzeitig müssen die scharfen Gewürze, die noch dazu kommen können, wie bei einer guten Soße gebunden werden, damit das Ganze Form und Feuer hat.

Party bei Vanderbildt, auf dem Höhepunkt der Wintersaison: Nach Mitternacht

beordert der Hausherr den jungen Edward zu sich. „Edward, was sind das für Sachen, ein Junge aus so gutem Hause wie Sie!“ „Ich weiß, was Sie meinen, ich hatte wohl schon zuviel getrunken, als ich hinter dem Haus in den Schnee ge... pipiet habe.“ „Das mit dem Namen im Schnee würde ich noch durchgehen lassen, mein lieber Edward. Aber ich habe die Handschrift meiner Tochter erkannt.“

Gerade die Gegenüberstellung eines harmlosen Wortwitzes „Und weil er Geld in Menge hatte, lag er stets in der Hängematte“ mit dem tendenziösen Witz zeigt etwas von der affektiven Situation von Sender und Empfänger der witzigen Botschaft. „Der Direktor eines Internates ruft den Vater eines Schülers an: 'Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht für Sie.' 'Sagen Sie mir erst mal die schlechte.' 'Ihr Sohn hat homosexuelle Neigungen.' 'Wie schrecklich. Und die gute Nachricht?' 'Er ist zur Maikönigin gewählt worden.'“ Von der Form her betrachtet, kommt es hier zu einem Bruch mit der Logik, da die schlechte Nachricht die gute absurd erscheinen lässt; vom Inhalt her gedacht, fördert der tendenziöse Witz eine Tätigkeit, die es darauf abgesehen hat, Lust aus seelischen Vorgängen zu gewinnen. Um dieses Vorhaben zu erreichen, werden drei Personen benötigt: Der Witzmacher selbst, eine zweite Person, die zur Zielscheibe und zum Objekt impulsiver Neigungen gemacht wird, und eine dritte, die die Lust des Lachens erfährt. Sind nun alle drei beisammen, gelingt die Befriedigung eines Triebes, eines lüsternten oder eines feindseligen. Nur nicht, wie bei der Zote auf direktem Wege, sondern durch Umgehen oder Ausräumen eines im Wege stehenden Hindernisses, das unter normalen und normativen Umständen gerade jene Lustquelle versperrt hatte. Freud greift seinen kulturkritischen Schriften vor, wenn er feststellt, wie die Verdrängungsarbeit in Kultur und Gesellschaft zu einer Zensur unmittelbarer Genussmöglichkeiten, aber auch zur inneren Blockade einer aggressiven Abreaktion geführt hat. „Der Psyche des Menschen wird aber alles Verzicht so sehr schwer, und so finden wir, dass der tendenziöse Witz ein Mittel abgibt, den Verzicht rückgängig zu machen, das Verlorene wiederzugewinnen.“ (Freud, 1905, S. 96)

Man kann en passent die ganze Sippschaft, die Oberen, die Fremden, alles Verhasste auf eine geschützte, weil witzige Weise klein, lächerlich oder dumm erscheinen lassen. Insofern wird in einer ulkigen Einkleidung eine kleine Revolte ermöglicht, eine Kritik gegen Höhergestellte, eine Opposition gegen die Autorität. Von Schopenhauer stammt der Ausspruch: „Lieber Gott, falls es Dich gibt, rette meine Seele, falls ich eine habe.“

Die Auflehnung, der der Witz eine Bahn bricht, soll nicht nur äußere Instanzen attackieren, sondern kann auch gegen die inneren Mächte, die internalisierten Imperative gerichtet sein. Der Witz erlaubt, eine zu anspruchsvolle oder rücksichtslose Moral, die oft nur die eigennützige Vorschrift der Reichen und Mächtigen ist, zu kritisieren und über das Lachen und Lachen-Machen eigene Wünsche und Bedürfnisse auszuleben. Andererseits, schreibt Freud, darf man „die Forderungen der eigenen Bedürfnisse nicht unrechtmäßig erfüllen, sondern muss sie unerfüllt las-

sen, weil nur der Fortbestand so vieler unerfüllter Forderungen die Macht entwickeln kann, die gesellschaftliche Ordnung abzuändern. Aber nicht alle persönlichen Bedürfnisse lassen sich in solcher Art verschieben und auf andere übertragen, und eine allgemein- und endgültige Lösung des Konflikts gibt es nicht.“ (Freud, 1905, S. 105)

Gegen die Herrschaft von Denk- und Realitätszwängen sowie ihren Ansprüchen, die eigenen Äußerungen nur geordnet, sinnvoll und sittsam vorzunehmen, kann unerlaubt und erlaubt, z.B. während des Karnevals, revoltiert werden. Kommt dann noch Alkohol ins Spiel, geht ein nicht unbeträchtlicher Einfluss von der Wirkung legitimierten Lachens aus und macht dem Erwachsenen wieder kindliche, manchmal auch kindische Lust und Laune. Einen Vorgang, den man in Abwandlung eines Wortes von Ferenczi dahingehend kommentieren könnte, dass das Über-Ich nicht nur alkohollöslich, sondern auch witzlöslich sei. Freud stellt allerdings ganz trocken fest, wie die Anforderungen an den Witz mit der Hebung der Stimmungslage sinken. Sogar die politische Korrektheit ist dafür anfällig: „Was machen ein Neger und eine Negerin nach dem Mittagessen? Ein Niggerchen!“

Im Weiteren wird nun demonstriert, welche Voraussetzungen und Konstellationen die Geburtshelfer eines gelungenen Witzes sein können. Unter „anderen Umständen“ treffen nämlich Lustbedingungen mit Unlustbedingungen zusammen, wobei die unterdrückende Bestrebung stärker als die unterdrückte ist. Wenn man sich vorstellt, man habe gemeine, ja abscheuliche Gedanken einer gewissen Person gegenüber, Anstand, Kultur oder gesellschaftliche Bedingungen hinderten jedoch irgendeine Affektäußerung, so verhelfen die psychologischen und sozialen Umstände des Witzes den unterdrückten Tendenzen zu der Stärke, die üblicherweise siegreiche Hemmung zu überwinden. Freud vergleicht die eintretende Lust-erlaubnis mit der Vorlust im Sexuellen, die gleichsam eine „Verlockungsprämie“ darstelle.

Doch wer lässt sich verlocken? Wenn denn das Witzeln eine hervorragende Möglichkeit darstellt, aus psychischen Vorgängen Lust zu gewinnen, warum bedienen sich nicht mehr Menschen dieses Mittels? Was sind also die besonderen Anlagen oder psychischen Bedingungen, die witzigen Köpfen eigen sind? Kein Komiker braucht sich nun allerdings gekränkt zu fühlen: Denn Freud hält die Vermutung, dass der Witzbold eine „zwiespältige und zu nervösen Erkrankungen disponierte Persönlichkeit ist“, für unzulänglich, um als regelmäßige oder notwendige subjektive Bedingung der Witzproduktion Bestand zu haben. Es sind nicht nur pathologische, sondern auch normale menschliche Bedürfnisse, sich darzustellen, seinen Geist zu zeigen und aus der Mitteilung an andere Genuss zu ziehen. Zu den allgemein-psychologischen und neurotischen gesellen sich darüber hinaus mächtige soziale Motive, da der Witz sich erst in der Kommunikation vollendet und die psychischen Vorgänge der Witzbildung zum Abschluss bringt. Der Witz ist dem Witz also nicht angeboren, sondern folgt der besonderen Bedeutung, die eine so-

ziale Situation und Interaktion hat. Diese Bedeutung liegt in einer „fördernden Umwelt“ (Winnicott), die sonst ein Kind für eine gesunde Entwicklung benötigt, sie bringt den Witz auf die Beine, lässt ihn heranwachsen. Darüber hinaus muss der Witz, um seine Wirkung zu entfalten, aber auch gedeutet, d. h. verstanden werden. Damit dies gelingt, müssen die Lacher von beidem etwas verstehen: vom Trieb wie auch von seiner Abwehr. Damit folgt der Witz mehr einem interpretativen Paradigma als einem normativen, demzufolge es einen Witz „an sich“ geben müsste.

Lustig wird es aber nur, wenn die Zuhörer die gleichen psychodynamischen Voraussetzungen aufweisen wie der Erzähler. Sie sollten die gleiche Hemmungsbereitschaft entwickeln, wenn etwas Anstößiges im Schwange ist. Freud vergleicht dies mit einem Aufwand, der einer Mobilmachung im Armeewesen entspricht, die sich jedoch im Falle des Witzes schlagartig als überflüssig herausstellt. Zugeschlagen hat dann die Pointe und nicht man selbst. Auch der Aufwand an Denkarbeit, der sonst das psychische und soziale Leben durchzieht, erübrigt sich urplötzlich. In der Kürze liegt die Würze, Auslassungen müssen schnell zu ergänzen sein und Anspielungen offensichtlich, sonst verkommt der Witz zum Rätsel. Die lustige Gesellschaft teilt insofern die Ahnung der Verblüffung und die darin enthaltene Unerhörtheit sowie die Bemühungen, sich dagegen zu wappnen. Je mehr die damit verbundenen Anstrengungen zu einer psychischen Spannung und Stauung führen, umso kräftiger ist die Entladung. Ein Vorgang, den Dearborn um die gleiche Zeit ganz aus medizinischer Sicht (1900) als klonische Spasmen des Zwerchfells beschreibt, „gewöhnlich etwa 18 an der Zahl, und eine Kontraktion der meisten Gesichtsmuskeln. (...) die Nüstern sind mäßig erweitert und nach oben gezogen, die Zunge ist etwas gestreckt, und die Wangen sind gebläht und leicht nach oben gezogen, bei Personen mit starken Ohrmuschelmuskeln tendieren die Ohrmuscheln nach vorne. Der Unterkiefer vibriert, die Augen können hervortreten (...)“ (Moody, 1979, S. 17).

Im letzten Teil seiner Abhandlung untersucht Freud die Ähnlichkeit des Witzes mit dem Traum und dem Unbewussten, die er zunächst in ihren jeweiligen Mitteln und Funktionsweisen sieht. Dazu gehört die „Verdichtung, die Verschiebung und die Umwandlung zur Darstellungsfähigkeit“, aber auch regressive Vorgänge, die Inhalt und Form unbewussten Wünschen anpassen: „Der Gedanke, der zum Zwecke der Witzbildung ins Unbewusste eintaucht, sucht dort nur die Heimstätte des einstigen Spieles mit Worten auf. Das Denken wird für einen Moment auf die kindliche Stufe zurückversetzt, um so der kindlichen Lustquelle wieder habhaft zu werden.“ (Freud, 1905, S. 159)

Ein Vater hebt an, dem Herumspielen des dreijährigen Kindes mit dem vollen Glas mittels einer entsprechenden Drohung Einhalt zu gebieten: „Wenn Du nicht aufhörst, gibt es Schwierigkeiten!“ Das Kind: „Gibt es Süßigkeiten?“ Die offensichtliche Wunscherfüllung, die dieser kindlichen Wortverdrehung anhaftet, stellt die gleiche Quelle des Verhörens dar, wenn die Protagonisten des Witzes Erwach-

sene, vielleicht nicht ganz Erwachsene, sind. Der Mann zu seiner Frau: „Du bist dümmer als die Post erlaubt!“ Die Frau: „Post, haben wir Post?“

Gerade die vollendet erhaltene Doppelseitigkeit, Doppelzüngigkeit, der Sinn im Unsinn, kennzeichnen den guten Witz. Dieser ist dann ein gelungenes Beispiel für die allgemeine Theorie von der Konflikthaftigkeit des Seelenlebens. Danach ist der Mensch von Kräften und Gegenkräften und einer sich daraus ergebenden Ambivalenz bestimmt. Ist damit das Witzemachen und Darüberlachen nicht eine kleine Symptomprophylaxe? Symptome sind ja das Ergebnis einer Kompromissbildung aus verdrängenden und verdrängten Kräften. Im Lichte von Freuds erst viel später entwickelter Theorie der Instanzen betrachtet, könnte man den Witz für einen Theaterplot halten, dessen Stoff dem „Es“ entstammt, dessen Mittel und Darsteller dem „Ich“ angehören, während die Spannung aus Konflikten zwischen Protagonisten und Antagonisten, beispielsweise „Es“ und „Über-Ich“, resultiert. Die Pointe gelingt, wenn alle am Plot Beteiligten mitspielen dürfen: Konformität und Konvention ebenso wie die Triebe und ihre Abkömmlinge. Wie in alter jüdischer Tradition darf der Narr, der Schlemihl, die Mächtigen auf amüsante oder charmante Weise kritisieren und auf dem Schlachtfeld ausrufen: „Hört auf mit dem Schießen! Es kann doch gottbehüte noch Jemandem ins Auge gehen!“

Zu den Tendenzen, welche die Kultur und, in ihrer Nachfolge, unser Über-Ich, untersagt, gehört die direkte Äußerung von Aggression, Wut und Hass. Der Witz eröffnet nun die Möglichkeit, an der Freisetzung aggressiver Impulse ungefährdet zu partizipieren. Nach Hitlers Machtergreifung wurde unter den deutschen Schriftstellern diskutiert, ob sich jetzt auch Gottfried Benn zu den neuen Machthabern bekennen werde. Bertolt Brecht sagte: „Es wäre verfehlt, aus der Unverkäuflichkeit seiner Bücher auf die Unverkäuflichkeit seiner Seele zu schließen.“ Dies ist allerdings mehr ein geistreich-aggressiv gefärbtes Bonmot oder besser Malmot und erfüllt nicht alle Voraussetzungen eines Witzes.

„Ein Mann, der Vater und Mutter erschlagen hat, steht vor Gericht. Er bittet um ein mildes Urteil, er sei schließlich Vollwaise.“ An dieser Stelle finden wir auf der Bühne den kurzen Auftritt eines Angstmachers, der üblicherweise mit Vorwürfen und Schuldgefühlen droht, sollte man in so einem Fall nicht gänzlich zerknirscht und reumütig auftreten. Anstelle einer Einschüchterung können wir aber an der Unverfrorenheit dieses dreisten Elternbeseitigers identifikatorisch teilhaben. So gelingt es dem bösen Scherz, einen Ambivalenzkonflikt zwischen Abwehr und Triebimpulsen zu ventilieren und eine vorübergehende Lösung anzubieten.

Auch Inserate bieten die Heiterkeit des Unfreiwilligen. Aus der Werbung für ein Haarfärbemittel: „Mit unserer neuen Tönung fällt Ihr Haar schon nach dem ersten Versuch gleichmäßig aus.“ Die Literatin Friederike Kempner, man nannte sie den „Schlesischen Schwan“, dichtete über den Astronomen Johannes Kepler: „Du sahest herrliche Gesichte / in finsterner Nacht / Ein ganzes Blatt der Weltgeschichte / Du hast es vollgemacht.“

Freud hätte seine Freude sicher auch an den Stilblüten der Pennäler gehabt, bei denen endlich einmal die große Bürde des korrekten Denkens über Bord geht. Aus jüngerer Zeit ist dies: „Papst Impotenz III. lehnte die Gesuche der Geistlichen ab, die heiraten wollten. Er erlaubte es nicht und sagte immer wieder: 'Wir können nicht.'“

Das Kindliche, das Naive entbehrt der Zensur und kognitiver Kontrolle. Der konservative Politologe Hans Speier hat diese Art der Komik wie auch das in Schüttelreimen enthaltene Blödeln als „enthusiastischen Wahnsinn“ bezeichnet und ganz im freudianischen Sinne gefragt, ob unser „abweisendes Stöhnen“ als Reaktion am Ende mancher Unsinnswitze oder Kalauer dazu dienen könnte, unbewusste Angst vor Tollheit und kindischem Verhalten abzuwehren (Hirsch, 2002). Ein Wahrsager erläutert dem Scheich, was er in der Kristallkugel sieht: „Eine große Dürre kommt auf uns zu ...“ Der Scheich überlegt eine Weile und sagt dann: „Lieber wäre mir eigentlich eine kleine Dicke.“

Obwohl in Freuds Theorie so viel vom Sparen die Rede ist, kann ich Ihnen jetzt nicht das Niveau des Schüttelreims ersparen, da es doch ein starres Schema des Reimes mit manch ungezügelter und ungehobelter Lust aufs Innigste verknüpft: In München dichtete man über die dort schon immer ansässige Bekleidungsfirma „Loden-Frey“: „Der Loden-Frey, der hodenlose, was trägt er in der Lodenhose?“ Man sieht: Ganz unbekümmert erwachen in reimender Raserei latente Talente aus ihrem Schlummer.

Wie beim Kind ist beim Blödeln eine Tabuschränke entweder nicht vorhanden oder so weit herabgesenkt, dass sie mühelos übersprungen werden kann. Und der Zuhörer? Er kann wieder einsparen: Um den vernommenen Unsinn oder das Naive zu verstehen, lässt sich der Aufwand für die Aufrichtung und den Erhalt einer Rationalitäts-, Anstands- oder Realitätsschränke enorm senken.

Freud zufolge sind der Witz und das Komische generell ein Produkt psychischer, psychologischer und sozialer Bedingungen. Oft als spontane Entdeckung, als unbeabsichtigter Fund, wird den Bewegungen, Handlungen, Charakterzügen, aber auch seelischen Eigenschaften der Menschen etwas Komisches abgewonnen. Wenn das Huhn an der Bar einen Eierlikör bestellt und der Barkeeper antwortet: „Das ist bei uns nicht Ouzo“, können auch Tiere, sogar unbelebte Objekte, durch Personifizierung komisch wirken wie auch durch überflüssigen Bewegungsaufwand und oft groteskem Missverhältnis zwischen Einsatz und Ertrag. Physische und motorische Kuriositäten sowie die begleitenden Grimassen und Gesten erscheinen dann lustig, als seien sie das Ergebnis zu weit getriebener oder zweckloser Gebärden. Wir erblicken darin ein unnötiges Bemühen, das wir uns bei der gleichen Handlung, in der gleichen Lage, ersparen würden. Während die Komik der Bewegung dem Vergleich entspringt, dass ein Anderer mehr Aufwand leistet, als wir erforderlich finden, sind wir bei einer seelischen Anstrengung amüsiert, wenn jemand glaubt, auf den Aufwand verzichten zu können, den wir für unver-

zichtbar halten. Wir lachen also in beiden Fällen aus der lustvoll empfundenen Überlegenheit heraus, die wir uns diesen armen Naturen gegenüber zubilligen.

Die Situationskomik ergibt sich oft aus dieser tatsächlichen oder vermeintlichen Vorteilsposition, aus der heraus sich die Kreatur einer übermächtigen Außenwelt oder inneren Notwendigkeiten gegenübergestellt sieht und dabei eine komische Figur macht. Da kann dann schon mal einiges in die Hose gehen, rein exkrementell betrachtet. Aber es sind ja die Anderen, die man belacht, würde es uns passieren, wäre es nur peinlich, also, schließt Freud, ergibt sich ein doppelter Lustgewinn aus dem Fernhalten des Peinlichen von der eigenen Person sowie der Befriedigung einer aggressiven Neigung in ungehemmter Schadenfreude. Diese ergießt sich besonders gern, wenn die Abhängigkeit des Menschen von äußeren Verhältnissen, sozialen Momenten oder den Wechselfällen des Lebens in einer zugespitzten Situation kurz und bündig erkennbar wird.

Freud weist darauf hin, dass Nachahmung, Karikatur, Parodie, Travestie und Entlarvung sich Personen und Objekten zuwenden, die Autorität und Respekt, also eine gewisse Erhabenheit für sich beanspruchen. Die Gegenwart einer erhabenen Persönlichkeit erlegt mir Würde und einen feierlichen Zwang auf, entspricht also durch Innervation der Vorstellungsmimik, -gestik, und -motorik einem Mehraufwand. Den gleichen findet man auch, wenn man sich nicht den üblichen konkreten und plastischen Anschauungen hingibt, sondern sich zu abstraktem und zielgerichtetem Denken anhängt.

Was sind die günstigsten Bedingungen für die Entstehung der komischen Lust? Freud sagt: „Eine allgemein heitere Stimmung!“ oder noch besser: „Eine toxische Heiterstimmung!“ Der Soziologe Ervin Goffman hat in seinem Buch „Rahmen-Analyse“ die Kontext- und Situationsabhängigkeit von Stimmungen untersucht. In diesem Zusammenhang zitiert er einen Filmkritiker, der über die entfesselte Heiterkeit berichtet, welche während einer Filmvorführung im Jahre 1958 ausgebrochen war: „Das Schlimme an solchem Gelächter ist, dass es, wenn es einmal angefangen hat, schwer abzustellen ist. Als die knackige Loren sich die Tuareg-Kapuze vom Gesicht riss, ging im Publikum ein brüllendes Gelächter los, von dem sich der Film nicht wieder erholte. Es wurde gelacht, als Brazzi auf die Gebeine seines Vaters starrte und sagte: 'Ich wußte, daß er tot war – sie haben ihn ermordet – aber ihn so wiederzusehen ...!' Man quietschte vor Lachen, als er im Mondlicht nach der schlafenden Loren tastete, die mit der schläfrigen Frage reagierte: 'Was ist denn, Paul? Möchtest Du mit mir reden?'“ (Goffmann, 1977, S. 398)

Was uns noch übrig bleibt, ist der Humor – was ja nicht das Schlechteste ist. Denn Humor ist, Freud zufolge, ein bewährtes Mittel, um trotz gewisser Störungen und Peinlichkeiten Vergnügen und Frohsinn zu gewinnen oder aufrechtzuerhalten. Er sieht in dieser Art der Komik das Vermögen, unangenehme Affekte in *Statu Nascendi* zu unterdrücken: „In den eben angeführten Fällen könnte also die vom Schaden, Schmerz usw. betroffene Person humoristische Lust gewinnen, während

die unbeteiligte aus komischer Lust lacht. Die Lust des Humors entsteht dann (...) auf Kosten dieser unterbliebenen Affektentbindung, sie geht aus erspartem Affektaufwand hervor.“ (Freud, 1905, S. 212) Dies wird dann gleich an der groben Variante des Humors, dem Galgenhumor, demonstriert.

Der Spitzbube, der am Montag zur Exekution geführt wird, vertraut seinem Aufseher an: „Na, die Woche fängt ja gut an!“ Obwohl die Bemerkung auch Witz hat, gehört eine Portion Humor dazu, sie zu machen. Es gelingt dem Armen, über alles hinwegzusehen, was diesen Wochenanfang paradoxerweise zum herausragenden seines Lebens macht. Sollte er sich noch ein Halstuch erbitten, um sich nicht zu erkälten, wäre er, humoristisch gesehen, noch einen Schritt weiter gegangen auf seinem letzten Gang. Statt zu verzweifeln, macht sich der Delinquent nichts aus der Situation, er versucht es zumindest, was unser Mitgefühl und Verständnis hervorruft. Diese angestrenzte Aufwändung zum Mitleid, die erarbeitet wurde und bereitlag, findet nun keine Verwendung mehr und kann sich im Lachen entspannen, verflüchtigen und auflösen.

Freud führt die bunten und vielgestaltigen Formen des Humors auf die Natur der Gefühlserregung zurück, die man sich mithilfe des Humors erspart, also Mitleid, Angst, Ärger, Schmerz, was auch immer an unangenehmen Affekten. Auch hier gelingt es, sich über die kindlich erlebte Ohnmacht hinwegzusetzen und aus dem Vergleich des augenblicklichen mit dem kindlichen Ich als Sieger hervorzugehen. Ist es Humor, wenn es einem manischen Patienten vor einigen Jahren im Marburger Psychiatrischen Krankenhaus gelang, die bei einem Lieferservice bestellten Menüs für eine ganze Station sowohl konsumieren als auch bezahlen zu lassen? Ich fürchte nicht, aber es entbehrt nicht einer gewissen Komik.

Es ist nämlich eine unerlässliche Bedingung des Komischen, dass wir simultan oder in schneller Aufeinanderfolge zwei differente Vorstellungsmöglichkeiten in Betracht ziehen, aus denen sich dann mittels des Vergleichs die komische Differenz ergibt. Der manische Patient landet ja einen Coup, zu dem er eigentlich, und das ist die eine Vorstellung, keine Macht und Möglichkeit besitzt, den er jedoch, und das ist die andere Vorstellung, mit einem nicht von der Hand zu weisenden Ergebnis realisiert hat. Die sich daraus ergebende Aufwandsdifferenz und die verblüffende Unmittelbarkeit, in der uns dies Knall auf Fall bewusst wird, entstehen folglich zwischen dem Erwarteten und dem Eintreffenen, dem Gewohnten und dem Veränderten, dem Eigenen und dem Fremden.

Nachdem wir nun die Phänomenologie des Witzigen, Komischen und Humorigen studiert, eine Hermeneutik des Lachhaften und Lächerlichen betrieben haben, geben wir Freud noch einmal das Wort: „Die Lust des Witzes schien uns aus erspartem Hemmungsaufwand hervorzugehen, die der Komik aus erspartem Vorstellungsaufwand und die des Humors aus erspartem Gefühlsaufwand. In allen drei Arbeitsweisen des seelischen Apparats stammt die Lust von einer Ersparung, alle drei kommen darin überein, dass sie Methoden darstellen, um aus der seeli-

schen Tätigkeit eine Lust wiederzugewinnen, welche eigentlich erst durch die Entwicklung dieser Tätigkeit verloren gegangen ist. Denn die Euphorie, welche wir auf diesen Wegen zu erreichen streben, ist nichts anderes als die Stimmung einer Lebenszeit, in welcher wir unsere psychische Arbeit überhaupt mit geringem Aufwand zu bestreiten pflegten, die Stimmung unserer Kindheit, in der wir das Komische nicht kannten, des Witzes nicht fähig waren und den Humor nicht brauchten, um uns im Leben glücklich zu fühlen.“ (Freud, 1905, S. 219)

Nach diesem Ausflug in die Theorie zurück zur Praxis, denn die Arbeitswelt enthält oft schon prima vista Komisches, Absurdes, Groteskes und Witziges. In der hessischen Schulreformediskussion wurde über die Identität von Himmel und Hölle auf Erden und deren Bedeutung für den Religionsunterricht nachgedacht. Man einigte sich schließlich auf den Terminus „integrierte Gesamtwigkeit“ (Marquardt, 1976).

In Richartz' „Büroroman“ finden sich markante Schilderungen des Büroalltags, die jedoch nur für den Außenstehenden komisch sind: „Wilhelm Kuhlwein ist seit 23 Jahren Angestellter der DRAMAG (...). Auch in diesem Jahr konnten wieder zwei Mitarbeiter ihr 25jähriges, und ein Mitarbeiter das 40jährige Dienstjubiläum begehen. Auch Frau Klatt, Elfriede, am Schreibtisch gegenüber hat schon ihre 20 Jahre auf dem Buckel. Spricht für die Firma.“

Wenn wir sagen, daß Frau Klatt hier die mittlere Büro-Generation vertritt und Kuhlwein das reifere Alter, so sehen wir in dem Fräulein Mauler eine Vertreterin der Jugend im Büro. Sie sitzt am Quer-Schreibtisch mit dem Rücken zur Tür, außer wenn sie sich mit ihrer seitlich ausschwenkbaren Schreibmaschine beschäftigt.

Es ist bekannt, wie wenig Bewegung die normale Büroarbeit erfordert; Sie können die drei Kollegen in aller Ruhe betrachten. (...) Bisher ist nichts gewesen an diesem Morgen. Es war nichts los. Gar nichts.

Das erste Ereignis, das sich nun anbahnt, hat mit dem Wetter zu tun. Ein Wetter-Umschlag Ende März. Über Nacht ist eine Menge Warmluft in das Rhein-Main Gebiet geflossen, und Kuhlwein hat wieder Migräne. (...) Er bittet nicht gern, doch der Schmerz treibt ihn dazu. 'Fräulein Mauler' (Frauen brauchen doch sowas öfter. Sie haben doch sowas in ihren Handtaschen.) 'Hätten Sie wohl eine Tablette für mich?'

Sie ist schon aufgestanden. Sie trägt bestickte Sachen: einen blauen Glockenrock mit roter Stickerei, einen breiten Ledergürtel, mit etwas Farbigen draufgenäht, und an den Füßen Mokassins.“

Haben wir es nun in der Supervision mit Witz und Humor zu tun, ist es ratsam, zunächst zu untersuchen, welche Funktion der Witz in Bezug auf seinen Kontext erfüllt. Welche Bedeutung hat er für den Einzelnen und seine Umwelt, sei es die Gruppe, der Arbeitsplatz oder die Institution? Er ist befähigt, der offiziellen, erlaubten und gebilligten Einschätzung und Beurteilung der Lage eine neue Note hinzuzufügen, Tabus zu brechen und etwaige Leichen im Keller ans Tageslicht zu

transportieren. Da der Witz sich jederzeit aus der Schlinge ziehen kann – „War doch nur ein Witz“ –, darf er mehr als andere. Der Lachmuskel („Musculus risorius Santorini“) wird gerade dann am kräftigsten innerviert, wenn eine Grenze, Norm oder die herrschende Moral überschritten werden. Da in diesen Fällen immer Spannung ventiliert wird, kommt Witz, die in Arbeitszusammenhängen erzählt werden, der Sinn zu, unangenehme Situationen erträglich zu machen, die oft dringend benötigte Fassung zu bewahren, die Chirurgen oder die Mitarbeiter eines Begräbnisinstitutes benötigen. Aber auch Polizisten, wenn sie die Überreste eines Selbstmörders einsammeln. Bekannt ist das Beispiel der Polizeibeamten in England, die diese gruselige Tätigkeit mit der ersten Strophe eines populären Kinderliedes begleiten: „One Finger, one hand, one foot, one leg ...“ (Dievenich, 2001)

Humor besänftigt und befriedet in solchen Situationen, während der Witz eher ein revoltierendes und verstörendes Moment haben kann. Beide sind, ebenso wie die Triebe, weder gut noch böse, können aus der Not eine Tugend machen, aber auch eine Not anprangern. Ebenso wie für das Individuum stellen Humor und Witz auch für Institutionen Doppelagenten dar. Sie arbeiten als Schmiermittel für die eigene Institution und für das eigene Betriebsgetriebe, entziehen sich aber gemäß ihrer Natur jeder Kontrolle, sind nicht zu steuern, geschweige denn zu disziplinieren. Vielfach verarbeiten Menschen mit ihrer Hilfe intrapsychisch wie interpersonell Verluste und Versagen, schaffen mit ihrer Hilfe im besten Fall eine „Kultur der Niederlage“. Schievelbusch (2003) hatte damit das Vermögen von Gemeinwesen bezeichnet, aus Verlusten und Niederlagen einen Gewinn zu ziehen, indem sich der Verlierer das Gute des Siegers zu eigen macht. Nimmt man Niederlagen mit Humor, kommt diesem auch ein Anteil bei der Bewältigung des Ungenügens, des Scheiterns, der menschlichen Schwächen zu.

In einer Studie über die sozialen Funktionen von Humor unter den Angestellten einer psychiatrischen Klinik (Coser, 1996) ergab sich, dass von den 90 Witzen, welche die Mitarbeiter des Hauses gemacht hatten, 53 von statushohen Psychiatern stammten, 33 von den Assistenten und vier von den nichtmedizinischen Mitarbeiterinnen. Wenn das Witzereißer auch ein Instrument der Aggressionsabfuhr darstellt, sollte man daraus jedoch nicht folgern, dass die Angestellten auf den unteren Rängen weniger aggressiv seien. Sie würden ihre Spannungen nur weniger in den offiziellen Versammlungen ausagieren, sondern in informellen Situationen. Ein anderes Ergebnis der Studie bezog sich auf den Geschlechtsunterschied: Obwohl die Frauen in der Überzahl waren, machten die Männer wesentlich mehr Witze als sie, nämlich 99 von insgesamt 103. Dazu kam allerdings, dass die Frauen auch die niedrigsten Positionen in der Gruppe innehatten. Hieraus lässt sich schließen, wie Mannsein und Macht sowie die Witzbildung – meist einer bestimmten Sorte – und Statushöhe eine enge Bindung eingehen. Findet dies auf Kosten von Machtlosen statt, werden Statusstrukturen zementiert. Statusniedrige dürfen natürlich auch Witze machen – wenn sie gegen sie selbst gerichtet sind oder gegen die

noch Schwächeren. Wenn Mitarbeiterinnen sich gegenüber der Teamleitung als „Sündenziegen“ bezeichnen, so äußern sie zwar Kritik, der aber der Wind aufgrund der ironischen Verwendung einer ungewöhnlichen Wortschöpfung aus den Segeln genommen wird.

Scherze und humorvolle oder witzige Bemerkungen können auch Vertraulichkeiten darstellen, die sich übergeordnete Mitarbeiter leisten können, während dies den Untergeordneten nicht gestattet ist. Schon Goffman (1959) hat darauf hingewiesen, dass auch das informelle Verhalten von statusdifferenten Rolleninhabern nicht auf Gegenseitigkeit beruht. So kann an einem Montagmorgen ein Leiter auf dem Gang seiner Abteilung einen Scherz über das verschlafene Aussehen eines Angestellten machen, während dies umgekehrt in der Regel kaum denkbar wäre.

In der Teamsupervision einer psychiatrischen Einrichtung stellt Herr A., ein Psychologe, einen Fall vor, mit dem er große Schwierigkeiten hat. Er sieht den Patienten einmal pro Woche eine Stunde. Es handelt sich um einen 27-jährigen Patienten, der immer alles auf sich bezieht, hinter jeder Ecke einen gegen ihn gerichteten Angriff wittert und ihm selbst gegenüber das größte Misstrauen hegt. So führe, berichtet Herr A., schon eine nachdenkliche Miene bei der Begrüßung zu einem Verdacht des Patienten, er sei wohl heute nicht willkommen. Besonders ärgerlich und für ihn entmutigend seien die Rückfälle. Nach einer „einigermaßen guten“ Stunde breche bei ihm sofort wieder der ganze Argwohn, die ganze Paranoia aus. Der Supervisand schimpft noch eine Zeit über den Patienten und es kommen kritische Bemerkungen aus der Gruppe über seine Strenge gegenüber dem Patienten. Plötzlich fällt Herr A. folgender Witz ein: „Ein Mann glaubt, er sei ein Samenkorn und alle Hühner könnten ihn fressen. Er geht deshalb zum Psychotherapeuten. Er wird schließlich geheilt. Der Therapeut sagt: 'Wir können jetzt einen Test machen und auf den Hühnerhof gehen, denn Sie wissen ja jetzt, dass Sie kein Samenkorn sind.' Der Mann antwortet: 'Aber ich weiß doch nicht, ob die das wissen!'“

In dem darauf folgenden (befreienden) Lachen kann sich nun die aufgebaute Spannung entladen. In dem Witz kann der Supervisand noch einmal seinem Ärger Luft machen, indem er seinem Patienten eine einigermaßen hartnäckige Therapie-resistenz unterschiebt, andererseits kann er ihn jetzt auch mit Humor nehmen und die Fallbesprechung entspannter fortsetzen. Mit Hilfe des Witzes hat sich der Supervisand aus einer komplementären Gegenübertragung herausgearbeitet. Darunter ist zu verstehen, dass sich Supervisoren unbewusst mit den Einstellungen, Impulsen und Absichten aktueller oder früherer Bezugspersonen ihrer Supervisanden identifizieren, im Unterschied zur konkordanten Identifikation, bei der sie sich mit entsprechenden psychischen Aspekten und Seiten ihrer Supervisanden identifizieren (Racker, 1982). Man kann im geschilderten Fall vermuten, dass sich der Supervisor auch aufgrund eigener Dispositionen mit ablehnenden Haltungen früherer Beziehungspartner des Patienten identifiziert hat, die dessen Verhalten ausschließ-

lich als Ärgernis betrachteten. Als er über ihn noch einen Witz reißt, wiederholt er diese negative Reaktion zwar noch einmal, kann sich aber durch die Affektentladung aus ihr befreien.

Aus dieser Perspektive heraus lassen sich Witz und Humor in der Supervision nicht einstudieren, aber ermöglichen und freilegen.

## Literatur

- Coser, R. (1996): Lachen in der Fakultät. In: Das Gelächter der Geschlechter, hg. von Kotthoff, H. Konstanz.
- Dievenich, F. (2001): Kommunikationsausbrüche. Konstanz.
- Freud, S (1905): Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten. Frankfurt am Main.
- Geier, M. (2006): Worüber kluge Menschen lachen. Hamburg.
- Goffman, E. (1977): Rahmen-Analyse. Frankfurt am Main.
- Hirsch, E. (2002): Der Witzableiter. München.
- Krägenow, T. (2007): Nicht ohne die Patienten. In: Financial Times vom 15.3.2007.
- Marquardt, O. (1976): Exile der Heiterkeit. In: Das Komische, hg. von Preisendanz, W. München.
- Moody, R. (1979): Lachen und Leiden. Hamburg.
- Racker, H. (1982): Übertragung und Gegenübertragung. München.
- Richartz, W. (1976): Büroroman. Zürich.
- Rieger, J. (1999): Der Spaßfaktor. Offenbach.
- Röhrich, L. (1980): Der Witz. München.
- Schaff, P. (2006): Den Unterschied macht der Mensch. In: Frankfurter Rundschau vom 23.12.2006.
- Schievelbusch, W. (2003): Die Kultur der Niederlage. Frankfurt am Main.

Anschrift des Verfassers: Jörg Gogoll, Liebigstr. 46, 35037 Marburg.